Feuilleton.

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman
von
J. W. Smith.
(Fortsetzung.)

Als sie die Hausthür öffnete, begegnete ihr trotz der späten Stunde sogleich eine alte Jugendfreundin von Mrs. Bolt, eine Miß Conway, die sich als Lehrerin dürftig ihren Unterhalt erwarb und in der Nachbarschaft wohnte. Miß Conway genoß, trotz ihres fortwährenden Kampfes mit den Anforderungen des Daseins, den löblichen Ruf einer barmherzigen Schwester und war sofort bereit, Bridget beizustehen. Beider Anstrengung gelang es nach kurzer Zeit, die Thür zu Mrs. Taylor's Kammer zu sprengen. Als sie öffneten, sahen sie die Neuvermählte ohnmächtig auf den Dielen liegen. Sie ward auf ein zwischen einem Haufen alter Kuriositäten stehendes Bett gelegt und Bridget beeilte sich, frische Luft in's Gemach zu lassen und Essig und Wasser herbeizuholen. Mrs. Taylor kam unter dem vereinten Beistande Bridget's und Miß Conwa's wieder zu sich, aber sie geberdete sich längere Zeit wie eine Verzweifelte. Kaum hatten die Vernunftgründe des alten barmherzigen Fräuleins einige Wirkung erzielt, als ein Postbote einen Brief brachte. Miß Conway dachte wohl daran, daß möglicherweise dieser Brief Nachrichten enthalte, welche den Zustand ihres Pfleglings verschlimmern könnten, aber sie hatte kein Recht, den Brief gewaltsam an sich zu nehmen, und Mrs. Taylor griff auch so hastig danach, daß man sie ruhig gewähren lassen mußte. Das Couvert, an welchem Hanna ihres Gatten Handschrift erkannte, enthielt zwei Schreiben. Kaum hatte sich die Empfängerin hineingelesen, so sank sie mit lautem Aufschrei zum zweiten Male in Ohnmacht.

26. Der letzte Sturm.

Der größere Brief, welcher einen kürzeren einschloß, war von Mr. Taylor geschrieben und lautete wie folgt: „Ich bin durch den Verlauf der Dinge genöthigt worden, mich aus England zu entfernen. Du wirst mich mit schlimmen Namen belegen, doch kann ich's nicht ändern; es gibt für mich keinen andern Ausweg als Flucht. Ich konnte nicht vorher berechnen, daß meine Unternehmungen eine so fatale Wendung nehmen würden. Als ich die betreffenden Juwelen kaufte und jene falschen Wechsel in die Welt laufen ließ, hatte ich noch keine Idee davon, daß eine glückliche Verheirathung mit Isaak Stone's Wittwe mich in den Besitz ihres Vermögens bringen würde. Ich bin um meines Bruders willen ernstlich bestrebt gewesen, meine Fehler wieder gut zu machen, doch es glückte nicht. Ich fand keinen geeigneten Weg, Dir die gestohlenen Juwelen zurückzuliefern ohne mich Deinen argwöhnischen Forschungen auszusetzen. Ehe Du indeß Deinen zweiten Gatten als Betrüger bezeichnest, antworte Dir auf die Frage: Warum betrogst Du den ersten? So schlecht meine Handlungsweise sein mag, Deine war schlechter! Du wünschest vielleicht unterrichtet zu werden über das Geschick der beiden Männer, welche Du meiner Hand überliefertest. In dieser Beziehung habe ich mitzutheilen, daß mit derselben Post, welche Dir diesen Brief bringt, ein Schreiben an Jakob Stone abgeht, und ich darf annehmen, daß er in Kurzem einen Besuch bei Dir abstatten wird, um Dir für Dein letztes niederträchtiges Verfahren gegen ihn zu danken. Dasselbe wird Dein alter Diener Jabez thun, den Du für die treue Bewahrung des Geheimnisses Deiner schlechten Handlungen so übel belohntest. Die Einzelheiten von Jakob Stone's Rechten und dem gegen ihn verübten Betruge sind nun alle gehörig zu Papier gebracht und bezeugt. Um Dir dieß zu beweisen, führe ich folgende Thatsachen an. Im Anhange des von Dir verbrannten Testaments befand sich ein Verzeichniß, welches bis in's Kleinste Isaak Stone's Juwelenvorräthe und antike Gemmen enthielt und dieselben zwischen Dir, Deiner Tochter und Jakob oder dessen Erben in drei gleiche Theile theilte. Jabez entdeckte, daß Du das Testament und das Verzeichniß gleich nach dem Tode Isaak's, als er noch auf seinem Stuhle saß, verbranntest; es fiel ihm auf, daß Du just in solchen Augenblicken Papiere vernichtetest. Du hattest kein Feuer, um diese Papiere völlig zu zerstören, weßhalb Du ein Zündholz verwendetest, sie in Brand zu setzen. Da aber das Papier stark und fest zusammengelegt war, brannte es langsam. Jabez störte Dich durch sein Erscheinen und rettete dann die Reste. Aus diesen zog er unter andern folgende Stelle: „Ich nehme alles früher Festgesetzte zurück, weil ich nicht völlig vom Tode meines Sohnes überzeugt bin, und hinterlasse ihm und seinen Kindern, wie meiner Wittwe, ein Vermögensdrittheil und das Haus in der Klause." So viel über das Testament. Ich setze voraus, daß Du mit mir in derselben Weise verfahren würdest, daher griff ich Dir weislich vor und nahm meinen Antheil am Vermögen gleich mit: den Rest überlasse ich Deiner Verfügung. Ich lege eine schriftliche Aeußerung von Jabez bei, worin das Nähere über den bedeutsamen Brief Jakob Stone's an seinen Vater, den Du unterschlugst, enthalten ist; weder ich, noch sonst Jemand setzt in diese Angaben den mindesten Zweifel. Ich gestehe offen, daß ich genug gesehen und gehört habe, um mich zu fürchten, mit einer Frau von Deinem Charakter zu leben, selbst wenn ich die Freiheit hätte, dieß zu thun. Wie man den schönen mordlustigen Panther bewundert, der jeden Augenblick bereit ist, den Bewunderer in Stücke zu reißen, so bewundere ich Dich. Um in Zukunft jedem Mißgriffe vorzubeugen, ist es nöthig, daß wir uns gegenseitig vollständig klar werden. Du gabst zur Verheirathung mit mir so rasch Deine Zustimmung, weil ich mich verbindlich machte, Dich von Jakob Stone und dem Spion Jabez zu befreien, und ich hatte prinzipiell das Motiv, in den Besitz Deines Vermögens zu kommen. Jetzt gehe ich nach Indien, vermuthlich um nie mehr zurückzukehren. Ich wünsche Dir und mir selbst eine aufrichtige Reue über das Vergangene und ein besseres Leben für die Zukunft."

Das Schreiben von Jabez war folgenden Inhalts: „Geehrte Mistreß! Sie haben mich beschuldigt gelogen zu haben, als ich sagte, daß Sie einen Brief von Jakob Stone an seinen Vater in Empfang genommen hätten; Sie wissen aber nur zu gut, was geschehen ist. Ich reichte Ihnen den Brief und sagte: „Mistreß, ich glaube, das ist Jakob's Handschrift. Bitte, lassen Sie auch mich wissen, wo er ist, wie es ihm ergeht und ob er nun bald zurückkommt." Sie sahen aus, als ob der Blitz Sie getroffen habe, griffen nach dem Briefe, als ob es Feuer wär', und gingen in das kleine Gesellschaftszimmer, um ihn zu lesen. Ich aber war durch Ihre Betroffenheit so in Spannung versetzt, daß ich Sie von dem kleinen Seitenfenster aus belauschte.

Lange sah ich Sie wie erstarrt über den Inhalt des Briefes nachsinnen, dann ballten Sie denselben gleich einem Stück Makulatur zusammen und steckten ihn in die Tasche. Später fand ich Reste davon in Staub und Asche des Waschhauses. Als ich Sie darauf aufmerksam machte, sagten Sie mir, Sie hätten triftige Gründe, für jetzt gegen Ihren Gemahl über den Inhalt des Briefes zu schweigen, und nahmen mir das Versprechen ab, bis zu einer andern, von Ihnen zu bezeichnenden Zeit gegen Niemand darüber zu sprechen, oder Sie würden mich dem Hungertode überliefern. Andernfalls aber sollte ich für meine alten Tage eine Pension erhalten. Statt indeß Ihr Wort zu halten, täuschten Sie mich, wie Sie Jakob Stone getäuscht haben. Gott verzeihe Ihnen, was Sie uns Beiden zugefügt haben. Mr. Taylor war gut gegen mich und hat mich, wie Jakob Stone, mit einer entsprechenden Geldsumme versetzen, um bis dahin leben zu können, wo ich meine Pension und Stone seinen Vermögensantheil erhält."

Diese beiden Briefe versetzten Mrs. Taylor in Fieber und Delirium. Miß Conway hatte schon an manchem Krankenlager gewacht und manche verwirrte, verstörte Seele beobachtet, aber noch keine wie diese. Sie kämpfte mit unendlicher Ausdauer einen schweren Kampf mit dem bösen Geiste in Hanna's Brust und Hirn. Anfangs versuchte sie es mit mildem Trostspruch und mit Gebet, aber Hanna war dagegen wie gepanzert. „Fort, fort! Laßt mich allein! Laßt mich verschwinden!" kreischte sie. „Ich bin auf immer gebrandmarkt! Dieser Mann hat mich entehrt! O, welch' eine blinde betrogene Thörin ich war! Und mein Haus ist ruinirt!" Sie bestand darauf, ihre Vorräthe zu untersuchen, und rannte wie eine Besessene von Zimmer zu Zimmer, bis hinab in den tiefsten Keller. Niemand durfte ihr nahe kommen. Nur aus der Entfernung konnte Miß Conway sie beobachten. Sobald sie oder Bridget ein Wort über die Nothwendigkeit eines Arztes laut werden ließen, ward Hanna wüthend.

Nun änderte Miß Conway ihre Taktik und sprach zu der Leidenden mit strenger Härte, deren Wirkung günstiger war. Hanna fügte sich endlich einigermaßen der Autorität ihrer Pflegerin und fragte ruhiger, wie sie sich verhalten solle. „Sich fassen!" erwiederte die alte Dame. „Geduldig sollen Sie sein in der großen Sorge, welcher Art sie auch sein möge." „Geduldig! Wie kann ich das, ich schmählich Betrogene, ich, die diesem Manne gestattete, von meinem Vermögen alle seine Schulden zu bezahlen, und die von ihm doch so fürchterlich geplündert ward? Und glauben Sie denn, ich könne die spöttischen Glossen der Leute ertragen, die Isaak Stone kannten? Nein, nein, das kann ich nimmer!" rief sie, wild aufspringend und im Gemach umherrennend.

Jetzt erschien Mrs. Bolt und Ellen, welche Bridget aufgefunden hatte. Ellen, warf sich an den Busen ihrer Mutter, die sie so unglücklich sah, und küßte und tröstete sie. Hanna wehrte sie ab. „Geh," sagte sie heftig, „Du trägst Schuld an meinem Unglück, Du und Dein nichtswürdiger Mann! Gewiß bist Du bei ihm gewesen!" „Still, Hanna!" versetzte Mrs. Bolt. „Sie ist nicht bei ihm gewesen, aber sie hat ihn gesehen, und es wäre besser nicht geschehen. Auch der letzte Lichtschimmer an ihrem Himmel ist verschwunden. Sie ist eine Betrogene, das ist sicher!" „Daran habe ich nicht gezweifelt, seitdem der undankbare Farbenklecker mich schnöde im Stich ließ. Warum suchte sie ihn auf?" „Bst! Mache dem armen guten Kinde keinen Vorwurf, der mich treffen müßte, weil ich sie dazu veranlaßte. Du sollst Alles wissen. Ich schlug Ellen vor, Godfrey mit der Aufsuchung Jakob's zu beauftragen. An den Schaufenstern von Oxfordstreet, nahe bei Godfrey's Wohnung, blieb Ellen zaudernd und zagend stehen. Plötzlich fuhr ein offener Wagen an dem Hause vor, in dem Godfrey wohnt. Eine elegante, schöne Dame saß darin, und Godfrey selbst stürzte zur Thür heraus und half der Dame aus dem Wagen. Sie war ausgezeichnet schön, das ist nicht zu leugnen, und eine aus den hohen, fashionablen Kreisen, wie man sofort an ihrem Wesen erkennen konnte. Ellen behauptet nun, Godfrey habe sich gegen diese Dame benommen wie ein Liebhaber, Beide hätten glücklich gelächelt und seien vertraut mit einander gewesen. Godfrey nahm den Arm der Dame und geleitete dieselbe in's Haus, und der Wagen wartete lange, bis sie zurückkehrte und Godfrey sie in derselben Weise wieder hineinschob. Ich glaubte nicht anders, als daß Ellen ohnmächtig werde, aber das brave Kind bezwang sich und wankte mit mir fort. Ob Godfrey uns gesehen, weiß ich nicht, doch schien es mir so. Wir gingen dann zum Advokaten Nichols und legten Jakob's Sache in seine Hände." „Zu spät!" murmelte Hanna düster. „Zu spät oder nicht, er wird wenigstens seine Freiheit wieder erhalten. Wir haben die Irrenanstalt in Shropshire aufgefunden, wo er eingesperrt worden ist, und sind zwei Tage und zwei Nächte in einem nahen Wirthshause geblieben, um Gewißheit zu erhalten, denn Ellen hatte geschworen, nicht zu rasten, bevor sie Jakob entdeckt habe. Ich kann Dir als gewiß sagen, daß Mr. Nichols ihn wieder auf freien Fuß setzen wird." „Es ist doch zu spät! Alles zu spät!" entgegnete Hanna. „Eine allerliebste Unternehmung für Dich, Ellen! Rühre mich nicht an, Ungehorsame! Komme mir nicht mehr nahe! Miß Conway wird bei mir bleiben." „Liebe Mutter, sei nicht hart, sei wenigstens jetzt nicht mehr hart!" bat Ellen flüsternd. „Erinnere Dich daran, wie Jakob Dich einst geliebt hat!" Mrs. Taylor wendete das Gesicht nach der Wand und sprach nichts mehr. Nur ein zeitweises tiefes Stöhnen, ein grimmiges Murmeln erinnerte die Umstehenden, daß sie nicht schlafe.

Der Mensch denkt—Gott lenkt! Godfrey befand sich zu etwa derselben Zeit beim Advokaten Nichols, der ihn, in Folge der von Ellen und Mrs. Bolt erhaltenen Mittheilungen, zu einer wichtigen Unterredung eingeladen hatte. Mr. Nichols hatte die Sache mit Eifer angefaßt und war voll Lobes über die Selbstverleugnung und edle Geistesgegenwart, welche Mrs. Chester für das Interesse ihres Stiefbruders an den Tag gelegt habe. „Aber auch für Ihr eigenes Recht, Sir, hat Ihr bewunderns würdiges Weib mich zu handeln beauftragt, weil Ihre Schwiegermutter keinen Vertrag irgend einer Art zur Sicherung des Vermögens der Stone'schen Erben abgeschlossen hat. Ich habe demnach zwei Angelegenheiten zu vertreten, Sir: die Ansprüche Jakob Stone's und Ihre Interessen als Ehegemahl Ellen Stone's."

Godfrey ward bald roth, bald blaß, sein Herz klopfte ungestüm und sein Trotz wankte.

An ihn, der sich mit bitter-kaltem Stolz zurückgezogen, dachte sein verlassenes Weib mit so viel Sorgfalt und Zartheit! Sie liebte ihn mehr, als er durch sein Benehmen verdient hatte. Die Schuppen fielen von seinen Augen, die Schuppen des Stolzes und der Verkennung. Er vermochte vor innerer Bewegung nicht zu sprechen. „Und ich kann Ihnen dazu versichern," fuhr der Advokat fort, „daß wenn Sie in dieser Stunde noch vor einem Gerichtshofe sich über das räthselhafte Verschwinden Sir Felix Harcourt's zu verantworten hätten, Ihrer Frau Gemahlin glänzende Vertheidigung hinreichen würde, Sie siegreich aus der Untersuchung hervorgehen zu lassen. Hätten Sie sie vorhin in diesem Zimmer gesehen, wie ich, hätten Sie gehört, mit welchem Feuer und mit wie sichtbarer Ueberzeugung dieß Weib Ihre Unschuld verfocht, o Mr. Chester, Sie würden..." Der Maler erhob sich mit einer heftigen Handbewegung und verließ den Advokaten.

Heimeilen, seine verkannte, gemarterte vereinsamte Ellen um Verzeihung bitten und ihr wieder der liebende Gatte zu werden, das war Godfrey's einziger bewegender Gedanke. Schon seit einiger Zeit stand er in Verhandlung wegen Uebernahme einer hübschen Villa nebst Garten—dahin wollte er jetzt seine Ellen bringen und sie mit allen Bequemlichkeiten in künstlerischem Geschmack umgeben.

Mit dieser Absicht eilte er nach der Klause.

27. Im Hospital.

Es war spät Abends, und die Umgebungen der Klause waren einsam. Plötzlich flammte heller Schein vor Godfrey auf; er richtete den Blick nach dem schwarzen Hause. Feuergarben brachen durch die vergitterten Fenster. Verzweifeltes Geschrei ertönte aus dem Innern des Hauses. Der Ruf: „Feuer, Feuer!" wälzte sich durch die Klause fort. Mit Entsetzen stürzte Godfrey auf das Haus zu und donnerte an die geschlossene Thür, und als Niemand öffnete, eilte er durch's Nachbarhaus, um über die flachen Dächer in das brennende Haus zu dringen.

Als er von der Plattform aus hinabgestiegen war, begegneten ihm zunächst die alte Miß Conway und Bridget, welche mit Mühe Großmutter Bolt abwärts führen wollten. „Nein, über das Dach ist der sicherste Weg!" rief Godfrey ihnen zu, denn er hatte das stärkste Feuer in den unteren Räumen bemerkt. Er trug die alte Frau bis zur Plattform und überließ es dann Miß Conway und Bridget, sie und sich selbst in Hilliard's Haus zu retten. Mittlerweile näherten sich auch Spritzen und Feuerleut. Das ganze Haus war bereits mit Hitze und Rauch gefüllt. Godfrey ließ mit aller Kraft der Stimme Ellen's Namen ertönen. Endlich antwortete sie ihm und kam flüchtig, im Nachtkleide mit aufgelösten Haaren und todtblassem Gesicht, treppauf. Kaum aber erblickte sie den geliebten Mann, so änderte sich ihr Wesen. „Ist's möglich?" rief sie entzückt. „Du, mein Godfrey?" Eine Umarmung, ein Kuß und „Gott sei Dank, ich hab' Dich wieder!" das war der köstliche Inhalt dieses Auftritts. „Du bist gerettet, dem Himmel Dank!" flüsterte er, sie vorwärts ziehend. „Aber meine Mutter und Großmutter?" Mrs. Bolt ist bereits in Sicherheit. Jetzt erst Du, dann will ich nach der Mutter suchen. Eile!" In Zeit von zwei Minuten war Ellen über das Dach in Hilliard's Haus gebracht und Godfrey wieder in den unteren Räumen des brennenden Hauses. Ellen hatte ihm gesagt, Mrs. Taylor habe sich nicht abhalten lassen wollen, in den Keller zu steigen, um Juwelen, und in die Küchenstube, um Urkunden zu retten. Godfrey schritt durch Rauch und Flammen vor, so weit er konnte, und rief unaufhörlich den Namen „Mrs. Stone". Endlich wankte ihm diese entgegen mit brennenden Kleidern, versengtem Haar, in wilder Verstörung. Mit aller Anstrengung löschte Godfrey das Feuer an ihrem Körper und trug sie, selbst verletzt, nach der Dachkammer und von da über die Plattform in's Nachbarhaus. Ellen frohlockte, als sie Alle gerettet beisammen sah, doch war ihre Mutter in einem so gefährlichen Zustande, daß sie, auf ihren eigenen Wunsch, nach dem St. Bartholomäihospital transportirt ward.

Das Feuer hatte so an Macht gewonnen, daß das Löschkommando augenblickliches Räumen der Nachbarhäuser anordnete. Godfrey führte daher seine Gattin und deren Großmutter mittelst Droschke in seine eigene Wohnung.

Das Stone'sche Haus und mehrere der ältesten Nachbarhäuser wurden durch die Flammen, sowie durch Einreißen völlig zerstört.

Am nächsten Morgen, als kaum der Tag graute, begab Godfrey sich durch Smithfield nach dem Schauplatze des Unglücks in der Klause. Nichols kam ihm entgegen. „Dieser Brand ist eine schreckliche Geschichte, Sir!" sprach er zum Maler. „Es ist erfreulich, zu hören, daß Ihre Gattin gerettet ist, und deren Mutter, und die Uebrigen." „Ja, sie sind Alle gerettet, doch nicht ohne Verletzungen." „Hoffentlich nicht gefährlich, Sir?" „Nun, Mrs. Taylor ist schwer verbrannt, fürchte ich." „O! o!" rief der Advokat mit wahrem Bedauern. „Und Sie selbst, Sir? Ich sehe, Sie haben sich auch beschädigt." „Nur unbedeutend, Mr. Nichols," erwiederte Godfrey, der aber in demselben Augenblicke heftigen Schmerz im Gesicht und an der Stirn empfand. „Sie kommen eben von der Brandstätte — welchen Erfolg hat man in Bezug auf die Rettung der Werthsachen?" „Keinen, meines Wissens, bis jetzt. Wenn aber die Hitze und Qualm verschwunden sind, wird man in die Keller hinabsteigen und nach den Juwelen suchen können. Es ist große Aufregung in der Klause, und die Polizei erscheint ungewöhnlich aufmerksam, um die neugierigen Gruppen zurückzuhalten. Die seltsamsten Gerüchte gehen von Mund zu Mund. Ich hörte eine alte Frau zu einem Haufen ihrer Bekanntschaft zu sagen, daß unter den Trümmern Schätze genug lägen, um die ganze Klause reich zu machen, und ich zweifle nicht, daß eine Menge Diebe auf der Lauer stehen, um den günstigen Augenblick zum Stehlen abzupassen." „Wer ist aber jetzt dort gegenwärtig, Mrs. Taylor's Interesse wahrzunehmen?" „Niemand, meines Wissens, weßhalb Sie wohlthäten, sich selbst dahin zu begeben." Godfrey that dieß und blieb den ganzen Tag beaufsichtigend an der Brandstelle. Erst dann begab er sich, müde, leidend und sorgenvoll, nach dem Spital, um Mrs. Taylor den Erfolg des Aufsuchens der im Hause aufbewahrt gewesenen Schätze mitzutheilen.

Ein Wärter, den er traf und der ihn zur Kranken geleitete, sagte ihm, daß sie sich in einem entsetzlichen Zustande befinde, tiefe, große Brandwunden habe und anscheinend rettungslos verloren sei.

Godfrey schaudrete bei ihrem Anblicke; sie war vom Kopf bis zu den Füßen wie eine Mumie verbunden und lag in einem kleinen Zimmer, das an einen größeren Saal grenzte.

Der Glanz ihres Blickes machte ihn erblassen, es war ein wildes, rastloses, mächtiges Feuer in diesem forschenden Auge, die entschlossene Seele der Frau sprach sich in ihrem furchtbaren Kampfe mit körperlichen Schmerzen darin aus. Ihre Gesichtszüge waren fast unberührt geblieben von dem zerstörenden Brande, aber in unaufhörlich zuckender Bewegung. Ihre Selbstbeherrschung unter so traurigen Umständen war großartig. Sie sprach in ihrer gewöhnlichen kurzen und schneidenden Weise, die keine Theilnahme erwecken konnte. „O, Sie sind's, Godfrey — endlich!" rief sie ihm entgegen. „Ich konnte nicht eher kommen, denn ich hielt es für meine Pflicht, beim Aufräumen und Aufsuchen gegenwärtig zu sein." „Das ist gut. Nun, und...?" „Der Schaden, den Sie an Ihrem Eigenthum erlitten, ist sehr bedeutend." „Weiß ich das nicht bereits? Haben Sie mir nichts Besseres zu sagen?" „Es sind drei Juwelenkästchen herausgebracht, ich habe indeß nicht Zeit gehabt, sie näher zu untersuchen. Sie sind in der Obhut des Polizei-Inspektors. Morgen wird eine umfassendere Nachsuchung beginnen; jetzt ist die Glut noch zu groß." „Ist Ellen gerettet?" „Ja." „Sie retteten dieselbe?" „Ja, und sie ist nicht verletzt, oder doch nur ganz leicht. Tragen Sie nicht die mindeste Sorge um sie! Meine Wirthin ist eine gute und sorgsame Frau, sie pflegt Ellen und es ist ein Wundarzt bei der Hand. Ich bin indeß lange bei den Ruinen gewesen, um mein Bestes für Sie zu thun, obschon dieß ein trauriges Geschäft ist." „Das weiß ich selbst. Nun hoffe ich aber, Sie gehen nach der Klause zurück und verlassen diese nicht eher, bis jeder Zoll des Platzes nach meinen Juwelen durchsucht ist, und nach meinem Gold und Silber, nach den Papieren und Kontobüchern in den feuerfesten Kästen und Schränken. Ich fürchte, alles Andere ist verloren — meine Sammlungen, antiken Geräthe, Familienrelikten?" „Alles verloren!" „Und Isaak's werthvolle alte Gemälde und Statuen?" „Verloren!"

Die Kranke warf ihren Kopf von der einen nach der andern Seite und stöhnte, dann hieß sie in erneuter Aufregung Godfrey gehen und retten, was noch zu retten sei, und nicht dazustehen, wo er ihr nichts helfen könne. „Wünschen Sie Ellen zu sehen?" fragte er, im Begriff sich zu entfernen. „Nein. Was soll das mir helfen? Sagen Sie ihr, ich müsse meine Schmerzen ertragen und sie könne mir nichts davon abnehmen." Mrs. Taylor zeigte immer noch dieselbe harte, kalte, abstoßende Natur. Auch nicht die stärkste Erschütterung schien ihr Herz erweichen zu können. Mit dieser Ueberzeugung verließ Godfrey ihr Bett. Jetzt rief sie ihn plötzlich zurück. Er blickte sie fragend an. „Damit Sie's wissen, wenn mir etwas zustoßen sollte," sagte sie, „Sir Felix' Familienbesitz in Kents Harcourt Place, gehört Ellen. Ich habe ihn ihr vermacht. Isaak hat, wie Sie wissen, große Vorschüsse an Sir Felix gemacht. Die Besitzveränderung ist mit Mr. Nichols vollständig geordnet, und der Platz ist mein. Reisen Sie dann hin und nehmen Sie das Haus für Ellen im Besitz." „Mit Mr. Taylor's Bewilligung?" fragte der gesetzkundige Godfrey. Diese Frage setzte die Kranke in fieberhafte Aufregung. „O Godfrey, Godfrey!" rief sie mit bebender Stimme. „Was, Mrs. Taylor?" „Nennen Sie den Namen nicht mehr! Ich bin von diesem John Taylor entsetzlich betrogen worden!" „Ich durchschaute ihn längst, Mrs. Stone, und habe wegen seiner auch für Sie Sorge getragen." „Godfrey, ich muß sterben. Sie und Jakob müssen Alles erhalten, was ich hinterlasse."

Der Maler begab sich sogleich zu dem im angrenzenden Saale befindlichen Arzte und fragte ihn über den Zustand der Verletzten. „Sie wird schwerlich den morgenden Tag erleben," sagte der Arzt. Erschüttert trat Godfrey wieder an's Bett. „Mrs. Stone," sprach er, zitternd vor Schmerz, „Sie sagten mir, daß Sie sterben müßten. Der Arzt bestätigt dieß — gewiß darf ich jetzt sogleich Ellen herbeirufen!" Sie bewegte mit großer Anstrengung ihre durch Bandagen gefesselten Hände abwehrend und trieb den Maler auf's Neue, ohne Verweilen nach der Brandstätte zu eilen und ihre Schätze zu bewachen. „Während Sie zögern," sagte sie heftig, „bestiehlt uns die Polizei. Ich traue Keinem davon. Also fort, fort, fort!" Godfrey entfernte sich, aber nur zu dem Zwecke, um Ellen und Großmutter Bolt so rasch wie möglich herbeizurufen. Dieß führen zum Hospital in einem Kab, still und vom Ernst des Moments niedergedrückt. Bevor sie daselbst anlangten, rief Mrs. Stone — so wollen wir dieselbe wieder nennen — ihre Krankenwärterin an's Bett und fragte sie, ob sie arm wäre. Keine andere Person war in diesem Augenblicke gegenwärtig. „Wenn ich reich wäre, würde ich nicht hier sein," erwiederte die Wärterin.— „Warum das nicht?" versetzte Mrs. Stone. „Ihr Werk, Kranke und Sterbende zu pflegen, ist ein schöneres und edleres Werk, als irgend eins in der Welt." Ihre stets glänzenden Augen nahmen jetzt einen wahrhaft bestrickenden Schimmer an. „Wärterin, wenn Sie arm sind, will ich Ihnen Geld geben, damit Sie mir einen Gefallen thun." „In welcher Weise?" „Sie sollen mir eine rasch wirkende Arznei verschaffen die mich vor Delirium und unsinnigem Plaudern bewahrt. Thun Sie das, ich bitte Sie darum!" Aha! dachte die Wärterin, das ist Eine, welche ein schuldbeladenes Gewissen beunruhigt. „Ich kann nur mit solcher Medizin etwas zu thun haben, die vom Arzt für Sie verordnet wird," sagte sie freundlich, aber fest. „Bemühen Sie sich, Ihre Gedanken festzuhalten, und wenn Sie einmal den Kopf verlieren, so schadet es nichts." „Bitte, geben Sie mir Etwas, Wärterin! Etwas, wornach ich schlafen kann und nicht mehr aufwache. Geben Sie mir's jetzt, wo ich noch völlig bei Sinnen bin, und ich will Sie gut belohnen." „Ich kann wahrhaftig so Etwas nicht thun!" „Fünf Pfund, Wärterin!" „Nein." „Zehn!" „Nein, nein!" „Fünfzehn... zwanzig... fünfzig! O was wollte ich darum geben, wenn ich ein rasches und sicheres Heilmittel hätte!" „Ein Gift, Mistreß?" „Auch Gift heilt, Wärterin, heilt von Unruhe und vom Anblick der Menschen. Ich verlange Niemand mehr zu sehen, oder zu hören, oder zu sprechen; ich will schlafen, nur schlafen und für immer!"

Sie erhob bei diesen Worten wild ihre verbundenen Arme und schleuderte sie umher; gleichzeitig riß sie den Verband von ihrem Kopfe. Sie ward wieder verbunden und die Arme wurden noch mehr befestigt. Die Vorhänge an ihrem Bett wurden zugezogen.

Sie remonstrirte heftig dagegen und meinte, man wolle nur irgend eine Person vor ihr verbergen. Die Wärterin schob den Vorhang wieder zurück, um sie von ihrem unbegründeten Verdacht zu befreien. „Wer ist das dort in der Ecke?" rief sie. „Niemand ist dort." „Niemand? Sitzt nicht Isaak dort in seinem Stuhl?" Nach einem langen Blicke nach der bezeichneten Stelle schloß sie zusammenschauernd ihre Augen.

Jetzt erschien Ellen, leise und behutsam, und nannte im Tone des Schmerzes und liebenden Mitleids den Namen „Mutter!" „Wer ruft?" fuhr Mrs. Stone auf und blickte kalt und unfreundlich auf ihre Tochter. „Hast Du Jakob gefunden?" „Ja, Mutter." „Das ist gut!" Ellen sank am Bette der Kranken nieder und blickte bittend auf diese. „Also ist Jakob gerettet?" fragte sie wieder. „Ja, er ist gerettet." „Bist Du auch dessen gewiß?" „Ganz sicher." „Und er ist fort aus dem Irrenhause?" „Frei und gerettet." „Du wirst mir nicht zürnen, Mutter, weil ich in dieser Weise meines Bruders Partei nahm?" „Nein, es war das Beste und ich bin darüber erfreut. Du bist immer gut und ergeben gegen mich gewesen, Ellen, mehr als ich gegen Dich war... Weine nicht? Ich hasse Thränen. Wann hast Du mich jemals weinen sehen? Hätte ich jetzt nicht tausendmal mehr Ursache als Du? Sieh' mich hier liegen! Aber weine ich? Mein Gemüth ist voll Weh, und doch vergieße ich keine Thräne. Nein, ich habe mein Leben lang die Thränen in der Tiefe meiner Seele versiegelt und gehütet; dort sind sie, dort lass' sie verborgen!" Ellen weinte bei diesen Aeußerungen nur heftiger. „Sei ruhig!" sagte die Kranke in tiefem Tone. „Du störst mich."

Der Arzt, welcher ihre letzten Stunden zu bewachen hatte, ersuchte Ellen, die Kranke einige Zeit allein zu lassen. „Welche Zeit ist es?" fragte diese ihn nach längerer Pause. „Sechs Minuten nach Zwölf!" antwortete der Arzt, nach der Uhr sehend.

Vier Personen harrten nun in einem kleinen Vorzimmer; es waren Godfrey und Ellen, Bridget und Mrs. Bolt. Sie saßen schweigend, mit trauernden Blicken ängstlich lauschend auf die einzelnen Laute, welche vom Sterbebette Hanna's von Zeit zu Zeit herüberklangen; Godfrey mit untergeschlagenen Armen, das Kinn auf die Brust gesenkt, Ellen betend, die Hände auf der Großmutter Schooß gelegt, und diese beugte sich über dieselbe und legte ihre Arme um den Nacken Ellen's, ihre letzte irdische Freude.

Von Zeit zu Zeit kam leisen Trittes die Wärterin aus dem Sterbegemach und brachte Kunde. Miß Conway erschien mit einem Geistlichen, und Beide bemühten sich, die Sterbende in eine bessere geistige Verfassung zu bringen. Sie sprachen mahnend, eifernd, tröstend, beruhigend zu der steinharten Frau. „Und wären Eure Sünden roth wie Blut, so sollten sie doch weiß werden wie Schnee," hörte man im Vorzimmer klar und bestimmt den Prediger sagen. Ellen schloß sich fester an die Großmutter. Es ward allgemach zwei Uhr Nachts. „Ich bin meinem Ende nahe," sagte die Sterbende. „Lasset Alle hereinkommen!" Die Verwandten sammelten sich um's Bett. Zu jeder Person sprach sie mit vernehmlicher Stimme und bot ihnen Lebewohl.

Noch schien sie in sich einen schweren Kampf zu kämpfen, doch endlich ward es bemerkbar, daß sie zu einem Entschlusse kam. „Ich will mit wenigen Worten noch einige Angelegenheiten in Ordnung bringen," begann sie. „Ellen, meine Mutter und Godfrey können hier bleiben, die Anderen sollen hinausgehen... Ellen, es ist wahr: Jakob Stone ist Dein Stiefbruder. Dein Vater erfuhr nie, wie ich gegen seinen Sohn gehandelt habe. Isaak Stone ward durch mich getäuscht, ich gestehe das; aber obschon ich Jakob's Absichten stets durchkreuzte, liebte ich ihn dennoch."

Die Stimme versagte ihr für eine halbe Minute. Ein tiefer schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust des mit dem Tode ringenden Weibes. Sie erkannte nun die edle Natur, welche sie betrogen und gefoltert hatte. Aber noch in diesen Augenblicken haschte ihr gebrochenes Selbstgefühl nach eitlen Beschönigungen. „Ich hatte immer eine tiefe Abneigung gegen die Armuth, nicht wahr, Mutter?" Mrs. Bolt schüttelte den Kopf und verbarg ihr Antlitz in den zitternden Händen. Ohne dieß zu beachten, führte die Sterbende ihre Gedanken weiter aus. „Ich hatte immer ein lebhaftes Streben, emporzukommen und reich zu werden. Als ich ein Kind von sieben Jahren war, kam ich zum ersten Male spielend in die Nähe des schwarzen Hauses, und jedesmal, wenn mich dann später Isaak Stone bemerkte und mir die Wangen klopfte, nannte er mich scherzend „seine kleine Frau". Allmälig wachte in mir der Gedanke auf, daß ich eines Tages wirklich seine Frau werden, daß er dann sterben und ich alle seine Diamanten erben könnte. Ich hungerte und dürstete nach Isaak's Schätzen; das Verlangen danach verließ mich nicht mehr; und als ich später Isaak Stone heirathete, geschah es nur in der Hoffnung, bald Wittwe und Erbin zu werden. Gott verzeihe mir das! Isaak war ein guter Gatte gegen mich, und es gereicht mir jetzt zu einigem Troste, daß ich auch gegen ihn kein schlechtes Weib war."

Wieder entstand eine Pause.

„Ich bin nun bald zu Ende. Hört auf mich! Meine stete Furcht nach der Vermählung mit Isaak Stone war, daß eines Tages Jakob zurückkehren könne. Ich wußte und fühlte, daß er zu irgend einer Zeit Vaters Verzeihung erbitten werde, und niemals fiel mein Auge auf den Briefkasten, ohne daß ich an ihn dachte und ohne zu fürchten, es möchte von ihm ein Brief angelangt sein. Und als dann endlich dieser gefürchtete Brief kam, o welch' ein schrecklicher Tag für mich. Ich nahm das Schreiben und vernichtete es. Was hätte ich anders thun können? Hätte ich den Brief nicht zerstört, so würde Isaak erkannt haben, wie ich ihn getäuscht; er würde mich von seiner Thür vertrieben haben, denn seine Wuth war gräßlicher als ein verheerendes Feuer. Isaak hörte nie auf, an seinen Sohn zu denken, und oft quälte mich die Vorstellung, er habe Argwohn gegen mich gefaßt, weil ich vielleicht bei irgend einer Gelegenheit ein paar unvorsichtige Worte habe fallen lassen.

In Besorgniß gesetzt durch manche seltsame Andeutung, drang ich in ihn, zu meinen Gunsten ein Testament zu machen. Das war damals, als ich die Nachricht von Jakob's Tode erfand."

Bei diesen letzten Worten war Ellen so von inniger Bewegung überwältigt, daß sie wankte, und Godfrey würde sie hinweggebracht haben, wenn die Kranke nicht dringend gebeten hätte, es möchten Alle anwesend bleiben. „Ich habe nur wenig noch zu sagen," fuhr die Kranke fort. „Hört auch das Letzte! Warum es geschehen, weiß ich nicht, genug, Isaak sprach nach Abfassung des mir günstigen Testaments öfter von Jakob als je zuvor. Er bezweifelte seines Sohnes Tod, und ich bin gewiß, daß er sich einbildete, ich wisse mehr von Jakob, als ich gesagt. Er schlug öfter auf den Busch, um mich auszuforschen. Dann machte er, wie mir Jabez sagte, ein anderes Testament; ich war aber entschlossen, dieß zweite Testament niemals an's Licht kommen zu lassen, und so geschah es. Alle meine Entwürfe mit den Stone's gelangen, aber in der Stunde meines höchsten Triumphes nahte mein Fall. Erst betrog mich ein Schurke, dann kam der Brand. Es ist wahr, was der gute Pfarrer mir sagte: ein Haus, auf Sand gebaut, muß fallen, früher oder später. Es ist kein fester Grund in ungerechtem Thun. Gott hat mich geprüft — ich unterwerfe mich. Aber redet mir nicht von Bußethun! Welche Buße sollte ich thun? Keine! — Thränen bieten keinen Ersatz... ich kann nicht weinen. Mein Glück ist von mir zurückgewichen; ich kann es nicht zurückrufen. Mir bleibt nichts übrig, als zu sterben."

28. Versöhnung im Tode.

Es war drei Uhr Morgens. Die Verwandten hatten sich, auf Verlangen des Geistlichen, wieder in's Vorzimmer zurückgezogen, während er am Bett der Kranken eifrig betete; aber die äußerste Krisis kam, und Mrs. Stone machte die letzte Anstrengung, sich gegen ihre Fesseln zu empören. „Laßt mich fort!" schrie sie wild auf. „Ich will hinunter und meine Diamanten, meine Perlen, meine Gemmen und Papiere retten! Laßt mich, laßt mich! Ich weiß einen Weg, meine Schätze zu retten!" Bald darauf phantasirte sie von Dieben, Einbrechern und Pistolen, und forderte Godfrey auf, diese Einbrecher todtzuschießen. Danach kam die Abspannung und unheimliches Schweigen, so daß das Ticken der Uhr des Arztes hörbar war. „Es ist bald vorüber!" flüsterte er, die Hand auf die Brust der Sterbenden legend. Der Tod war jedoch noch nicht so nahe, als er glaubte. Ein kurzes deliriöses Aufflackern des sonst so starken Geistes zeigte ihren schrecklichen Kampf. „Jakob!" schrie sie, „Du sollst nichts in diesem Hause anrühren — Alles ist mein!" „O Mutter, liebe Mutter, denk' an den Frieden!" bat Ellen. Die Sterbende blickte ihr voll in's Gesicht. „Weißt Du, ich habe noch nicht Alles gesagt. Ich war in meinem Herzen eine Mörderin, als ich Jakob und Jabez an Taylor überlieferte. Ich forderte von ihm, er soll sie mir aus dem Wege schaffen, er soll sie auslöschen vor meinem Angesicht!" „Still, still, Mutter! Wir wollen beten!" Alle knieten am Bett nieder, aber Hanna schrie nach Jakob, und in diesem Augenblicke trat er ein. Der Advokat Nichols hatte ihn unterrichtet, und er war auf die erste Kunde vom Unglück seiner Stiefmutter und ehemaligen Geliebten, herbeigeeilt. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, als er an's Bett der Sterbenden trat und sein Gesicht über sie beugte. Sie blickte empor und erkannte ihn. Ihre Lippen bewegten sich lautlos.

„Gott sei Dank, Du erkennst mich, Hanna!" sagte Jakob mit mildem Ernst, „und Du kannst hören, was ich Dir zu sagen habe. Aller Haß, alle Bitterkeit und aller Irrthum schwindet vor dem heiligen Ernst dieser Stunde, und die Größe des Unglücks söhnt jeden Zwiespalt aus. Kann ich irgend Etwas sagen oder thun Dich zu beruhigen, so fordere es. Ich bin zu Allem bereit." Jakob's Erscheinung und milde Reden setzten die Sterbende in ungewöhnliche Bewegung, und mit Anstrengung bat sie ihn, ihr zu vergeben, wie er hoffe, daß ihm werde vergeben werden. Er reichte ihr die Hand. „Was noch übrig ist von Deines Vaters Vermögen, gehört Dir und Ellen!" „Sprich nicht von dem Plunder jetzt!" erwiederte Jakob mit sanftem Verweise. „Hanna, hast Du Deinen Frieden gemacht mit Gott? Beruhige mich darüber!" Sie blickte verstört auf ihn, wendete dann ihr Gesicht ab und murmelte: „Bete für mich!" „Ich thue es, Hanna!"

Die Sterbende fuhr zusammen, als er inbrünstig die Hände faltete. „O, o!" stöhnte sie. „Das habe ich nimmer erwartet! Feurige Kohlen sammelt ihr auf mein Haupt..." „Nicht so, Hanna! Fasse Dich! Es ist hier Niemand, der Dir Etwas nachtrüge." Plötzlich flüsterte sie Jabez' Namen. „Wünschest Du ihn zu sehen?" „Ja." „Gut, ich hole ihn!" Jakob eilte fort, und es dauerte fast eine Stunde, ehe er mit Jabez zurückkehrte. Der Tag begann bereits zu grauen, als der alte Bureaudiener, an allen Gliedern zitternd, an's Bett seiner ehemaligen Gebieterin trat. „Jabez ist hier!" flüsterte Jakob, sein bärtiges Antlitz dicht an ihr Ohr legend. Sie schlug die Augen auf, und der alte Mann, an ihrem Lager niederknieend, hob seine knorrigen dürren Hände gefaltet zu ihr empor. „Mistreß, vergeben Sie mir, daß ich Jakob sagte, was ich wußte! Ich konnte nicht schweigen, als ich ihn so elend wiederkommen sah. Mein Herz schlug für den Sohn meines Herrn, aber ich hatte nimmer die Absicht, Sie zu kränken." Mrs. Stone antwortete ihm mit einer Frage, indem sie, mit einem Anfluge der früheren Rauhheit, ein wenig den Kopf von ihrem Kissen erhob.

(Fortsetzung folgt.)

— Japan europäisirt sich zusehends. Als der britische Gesandte, Sir Henry Parkes, Anfang Mai in Osaca bei dem Taikun zur Privataudienz zugelassen wurde, ward er mit einem ganz nach französischer Weise zubereiteten und servirten Diner überrascht; auch das ganze Tischgeräth war aus europäischen Fabriken. Der Taikun machte selbst den Wirth und scheint sich der Gabeln und Messer so geschickt wie seine Gäste bedient zu haben. Nach beendetem Mahl wurden ebenfalls europäisch getoastet. Der Taikun trank die Gesundheit der Königin Victoria und des Gesandten, der Gesandte die seinige. Schließlich begaben sich Wirth und Gäste in ein anderes Zimmer, wo der Caffee eingenommen wurde. Beide Zimmer waren ganz europäisch möblirt, den Boden deckten Brüsseler Teppiche, die Wände waren mit Tapeten, Blumen und Vögel darstellend, bekleidet. Nur in dem öffentlichen Empfangssaal war alles japanesisch. Der Taikun ist ein Mann von mittlerer Größe, sieht hübsch und sehr intelligent aus, hat glänzende Augen und eine sehr angenehme weiche Stimme. Ganz wie der englische wurden auch der amerikanische, französische und holländische Gesandte empfangen.

Außerdem verdient dabei bemerkt zu werden, daß jetzt in den japanesischen Schulen die englische Sprache als Unterrichtsgegenstand eingeführt ist und daß dieselbe überhaupt in Japan merkwürdige Fortschritte macht.

Amnestie.

Dort, hinter dem Gitter, im dunklen Raum,
Liegt still der Gefang'ne im tiefen Traum;
Und ist auch gefesselt sein Fuß, seine Hand,
Ihn führet der Traum in sein Heimathsland,
In's stille Dörfchen zu Weib und Kind,
Die ihm doch das Liebste auf Erden sind.
Ein glückliches Lächeln umspielt seinen Mund,
Denn der Schläfer wähnet sich frei zur Stund';
Er fühlt nicht den eisernen Ring mehr am Fuß,
Hört nur seines Weibes treuherzigen Gruß.
Den grämlichen Schließer den sieht er nicht,
Er blickt seines Kindes holdselig Gesicht,
Das streckt ihm entgegen die Händchen geschwind,
Und er preßt an's Herz es, sein einziges Kind.
Das Vaterhaus mit dem Lindenbaum,
Das Grab seiner Mutter sieht er im Traum.—
Da rasseln die Schlüssel, die Pforte kreischt,
Und von dem Schläfer der Schlummer weicht;
Ein schwerer Seufzer entflieht seiner Brust,
Gefangen, in Banden, er ist sich bewußt,
Fühlt wieder die Ketten am Fuß an der Hand,
Verschwunden der Traum und sein Heimathsland.
Da öffnet die Thür sich, ein himmlischer Ton!
Eintritt in die Zelle sein Weib und sein Sohn.
Sie schwingen ein Blättchen—ein Freudenschrei,—
Sinkt an die Brust ihm, und ruft: „Du bist frei!"

Aus Wien.

Die Reise der Kaiserin Charlotte.

Von einem Ausfluge heimkehrend, schritt ich durch das Dorf Mauer nach Hetzendorf zu, um von dort mit dem Lokalzuge nach Wien zu fahren. Ein furchtbarer Orkan brauste durch das Thal, wirbelte riesige Staubmassen auf, jagte Blätter und Zweige von den Bäumen und trieb sie himmelan. Staubbedeckt langte ich im Bahnhofe an. Der Wartsalon und die Hallen waren wie ausgestorben, auf dem Perron außer dem Inspektions-Beamten Niemand zu erblicken. Ich trat in den Bahnhof hinaus — weit unten an der Wegscheide, wo die Verbindungsbahn der Westbahn in die Südbahn mündet, standen einige schwarzgekleidete Herren in der Nähe einer dampfenden Lokomotive. Hinter dem Wächterhäuschen suchte eine in tiefe Trauer gekleidete Dame von aristokratischem Aussehen Schutz gegen das Toben des unerbittlichen Orkans. Die Herren schienen nach dem Süden auszulugen und das Zeichen des nächsten Wächterhäuschens zu erwarten. Wer wohl in der Mulde nächst dem Hetzendorfer-Bahnhofe erwartet wurde? — Ein Trauerzug aus dem Süden, ein Zug, der ein tiefgebeugtes, schwergeprüftes Frauenbild aus Oesterreich in die Heimath entführt, um ihm dort vielleicht Linderung seiner Leiden, Tröstung und Befreiung aus tiefer Grabesnacht zu verschaffen. Die Kaiserin Charlotte, die „arme Charlotte", wie sie im Volksmunde genannt wird, die Wittwe des unglücklichen Kaisers, der auf der Ebene bei Queretaro fiel, kehrte von Miramar, ihrer bisherigen Zufluchtsstätte am Meere nach Belgien, in ihre Heimath, in das Land ihrer Geburt zurück. Eine Lokomotive der Westbahn erwartete den Hofzug, um ihn nach kurzem Aufenthalte, den das Verschieben der Waggons nothwendig machte, ohne Aufenthalt nach Brüssel zu bringen.

Kurz nach halb 11 Uhr gab die Station Atzgersdorf das Zeichen, daß der Zug nahe, und wenige Minuten später war die unglückliche Kaiserin in der Nähe des Lustschlosses Hetzendorf angelangt, das sie einst als glückliche Gattin an der Seite ihres Gemahls in froher Stunde betrat. Der Zug bestand nur aus wenigen Waggons. Unmittelbar hinter der Lokomotive fuhr ein Gepäckswagen, hinter demselben ein Waggon erster Klasse, in dem die Führer des Zuges Seitens der Süd- und Westbahn sich befanden, dann ein Waggon zweiter Klasse mit den in tiefe Trauer gekleideten Kammerdienern und Zofen und einer kleinen fliegenden Küche — dann ein eigens für diese Fahrt ausgestalteter und eingerichteter Waggon zweiter Klasse für die Kaiserin und die sie begleitende Königin der Belgier — den Schluß des Zuges bildete ein Waggon, für das Zugspersonal bestimmt. Der Waggon, in dem die Kaiserin ruhte, bestand aus drei Abtheilungen. Im Vordertheile waren Fenster und Thüren abgebrochen und derselbe in eine Art Vorsalon umgewandelt worden, der mit grünseidenen Vorhängen drapirt war; in demselben saß unmittelbar an dem Eingange zum Mittelsalon der belgische Arzt Dr. Boolkens, Leiter der Irrenanstalt in Gheel — im Mittelsalon, in dem Halbdunkel herrschte, da die Vorhänge an den Fenstern herabgelassen waren, lag auf einem Ruhebett die Dulderin von Miramar, die arme Charlotte. Neben ihr saß die Königin der Belgier in einfacher Reisekleidung, ein Strohhütchen auf dem Kopfe, im grauen Seidenkleide, um den Nacken einen leichten Shawl tragend. In der rückwärtigen Waggonsabtheilung befand sich eine Kammerfrau.

Unmittelbar, nachdem der Zug hielt, sprangen die begleitenden Hofdamen herab und wechselten mit einigen ihrer harrenden Persönlichkeiten einige Worte, und die Kondukteure beeilten sich, die Lampen und anderen Utensilien zu wechseln — der Zug sollte in wenigen Minuten zur Abfahrt bereit sein.

Plötzlich trat die Königin der Belgier auf die Waggontreppe und winkte die in tiefe Trauer gekleidete Dame, welche die Ankunft des Zuges an der Haltstelle erwartet hatte, zu sich. Die Dame näherte sich, die Königin stieg rasch herab, fast zu rasch — denn bald wäre sie ausgeglitten, drückte der Dame die Hand und sprach angelegentlich einige Minuten mit ihr. Die Dame war, wie ich später erfuhr, die Baronin Zobel, die frühere Vorleserin der Erzherzogin Maria Dorothea, Gattin des Palatins Joseph und Mutter der jetzigen Königin der Belgier. Die würdige Dame war trotz ihrer Krankheit von Baden nach Hetzendorf gekommen, um die Königin vor ihrer Abreise nach Belgien noch einmal zu sehen. Wie man mir erzählte, erhielt sie die Versicherung, daß sich die Kaiserin wohl befinde, die Anstrengungen der Reise ruhig ertrage, und daß bis jetzt kein Zwischenfall die Fahrt gestört habe. Die Königin der Belgier, sonst eine blühende Gestalt mit rosigen Wangen und frischem Blicke, sah sehr bleich und angegriffen aus. Welch' riesige Aufgabe hat sich dieser Engel an Herzensgüte und Seelengröße aber auch gestellt! Sie verließ das glücklichste Familienleben, um an der Seite der in Geistesnacht versunkenen, von Visionen und schrecklichen Phantasien sehr heimgesuchten Kaiserin auszuharren und sie in das Land ihrer Jugend zurückzubringen — sie will die arme Charlotte pflegen, bis ihr Geist wieder frei ist von den Fesseln, in die ihn das grausame, unerforschliche Geschick geschlagen.

Auf dem Kirchthurme zu Hetzendorf schlug es 11 Uhr, als der Zugleiter leise sich der Königin näherte und ihr zuflüsterte: „Majeste, il faut partir." Ein leiser Pfiff der Lokomotive — man hatte zur Schonung der Kranken alle nöthigen Glockenzeichen und Hornsignale unterlassen — und der Zug bewegte sich weiter — ohne Aufenthalt ging es fort bis nach Brüssel. — Die Personen aber alle, die der unvergeßlichen Scene beiwohnten, standen noch mit entblößten Köpfen und blickten dem dahinbrausenden Train nach — und Mancher sprach ein stilles Gebet für die arme Charlotte.

Der Lookout Mountain Turnbezirk.

Der Streit um des Kaisers Bart.

Aus Chattanooga, unserer östlichen Schwesterstadt, geht uns schon wieder eines jener Schreiben zu, deren Inhalt von Rechtswegen keinen Platz vor der Oeffentlichkeit verdient. Doch erstens um den Schreibern, die unsere persönlichen Freunde und Beamte des Bezirks sind, keinen Anstoß zu geben, und zweitens, um durch Aufdecken der Uebel für Ausmerzung derselben zu sorgen, nehmen wir dasselbe in unsere Spalten auf.

Als Antwort, soweit es uns als Redakteur des Bezirksorgans angeht, diene, daß wir den Turner Friedrich Mayer ex officio als correspondirenden Schriftwart des Lookout Mountain Turnbezirks anerkennen und daß wir alle und jede seiner uns überlandten und amtlich gezeichneten Briefe in unsere Spalten als amtliche Veröffentlichung des Bezirks aufnehmen werden.

Was die Streitigkeiten der Chattanooga Turner, die nunmehr auch ihren Weg in den Beamtenkreis des Bezirks gefunden zu haben scheinen, anbetrifft, so ist es wahrlich Zeit, daß etwas zur Beilegung derselben geschieht. — Turner sollen wie Männer handeln, sollen einig und brüderlich unter einander sein. Fällt das fort, so ist die Grundbasis, auf welcher die Turnerprincipien gebaut sind, demolirt. — Wollen die streitenden Parteien noch länger fortfahren, durch nutzlose und zuweilen eine höchst unangenehme Gestalt annehmende Plackereien und Wortklaubereien die Wirksamkeit des Chattanooga Turnvereins speciell und des Bezirks im Allgemeinen zu hemmen? Wenn dem so ist, so sind wir doch durchaus nicht Willens, unser Blatt auch fernerhin für gehässige, persönliche Angriffe von Freund auf Freund, Bruder auf Bruder herzugeben. — Privat-Correspondenzen, soweit sie interessante und für das Gemeinwohl nützliche Information enthalten, sind uns stets willkommen und werden stets bereitwilligst veröffentlicht werden.

Amtliche Correspondenzen und Veröffentlichungen des Lookout Mountain Turnbezirks werden als solche nur anerkannt werden, sobald sie die officielle Signatur des correspondirenden Schriftwarts tragen.

Chattanooga, Tenn.,
26. Aug. 1867.

Herr Redakteur!

Wir zeigen Ihnen hiermit freundlichst an, daß der „Lookout Mountain Turnbezirk" nie eine Sitzung hatte, in welcher Turner Mayer beauftragt wurde, die Briefe 2c., wie sie im Bezirksorgan vom 24. d. M. publicirt sind, zu veröffentlichen. Im Interesse der Sache erlauben wir uns, Ihnen zu bemerken, daß diese Publikation eine rein private ist und nichts mit dem Bezirke zu thun hat.

Auf die Briefe des Vororts zurückkommend, machen wir Sie darauf aufmerksam, daß Einer davon nicht das richtige Original ist, sondern in veränderter Form, wahrscheinlich seitens des Einsenders*), eingeschickt und abgedruckt wurde.

Hätte der Bezirk eine öffentliche (regelmäßige) Sitzung gehabt und eine wirkliche Veröffentlichung beider Briefe für recht befunden, so wären sie auch im Original-Zustande publicirt worden.

Es können nur dann Veröffentlichungen im Auftrage des Bezirksrathes zur Geltung kommen, wenn denselben regelmäßige Sitzungen vorangingen.

Unter freundlichem Gruß verbleiben
Amandus Lauter,
F. H. Schneider,
Bezirksräthe des L. M. T. B.

*) Es wird natürlich den Unterzeichnern dieses Briefes obliegen, den Beweis dafür zu liefern, daß sie gerechtfertigt waren, eine so schwere Anschuldigung auszusprechen. D. Red.

Correspondenz der „Tennessee Staatszeitung".

Southbend, Ind.,
23. Aug. 1867.

Die große Glocke der Notre Dame Universität, St. Josephs Co., Ind.

Die Bewohner der dortigen Gegend werden binnen Kurzem auf eine Entfernung von 20 Meilen durch die Vibration der Luft, durch obige Glocke veranlaßt, auf eine angenehme Weise überrascht werden.

Besagte Glocke, welche in der Bolle'schen Glockengießerei zu Mans in Frankreich gegossen wurde, kam vor einigen Tagen hier an. Sie ist 7 1/6 Fuß hoch; der Durchmesser ihres Ringes beträgt 6 11/12 Fuß, und 8 Zoll die Dicke des Randes. Die Länge des Klöppels ist 6¼ Fuß. Die Glocke wiegt 14,157 Pfd. und kostet $10,000. Dieselbe wird dem Glockenspiele, das aus 33 Glocken besteht, beigesellt, und wird ohne Zweifel nicht wenig zur Hebung der herrlichen Glockenmusik beitragen.

— Ein Duell in Weehawken in New Jersey. Die N. Y. Abendzeitung berichtet: „Am Samstag Abend fand zu Weehawken ein Duell statt. Es duellirten sich Herr James Wilson von New York, etwa 28 Jahre alt, ein Engländer und Commis in einem englischen Wollengeschäfte New Yorks, und der ungeheuer reiche Cubaner und Plantagenbesitzer Sennor Francis de Ballo. Die Ursache des Duells war eine Dame, die Tochter eines Millionärs, welcher beide Rivalen den Hof machten. In Delmonico's Hotel brach ihre Eifersucht in offenen Streit, und nachher auf der Straße in eine Prügelei aus, und da auch die letztere zu keiner Befriedigung der erregten Gemüther führte, so erfolgte die Herausforderung zum Duell. Man stellte die Duellanten auf 20 Gänge sich gegenüber, und das Schießen begann. Der erste Schuß der beiden Gegner hatte gar keinen Effekt, der zweite des Cubaners nahm dem Wilson ein Stück seines Ohres weg. Nach diesem schrecklichen Blutvergießen bemühten sich die Secundanten, die Gegner zur Einstellung des Duells zu bewegen, aber der Spanier wollte nichts davon hören, und so feuerten denn Beide nochmals auf einander. Der Cubaner hatte, wie der bayersche Jäger sich ausdrücken würde, den Engländer gefehlt, aber die Kugel Wilson's fuhr dem Don Francis in das Sitzfleisch, und er fand hierauf kein weiteres Vergnügen mehr an dem Duell. Die Aerzte eilten herbei und verkündeten den beiden Verwandten die fröhliche Mähre, daß ihre Blessuren nicht gefährlicher Natur seien."